

Q. Sitten und Gebräuche, Jahresaufzeichnungen.

Andre Zeiten, andre Sitten.

Wohl zu den interessantesten Kapiteln eines Dorfbuches zählen alte Sitten und altes Brauchtum, das die Jugend heute nur noch vom Hörensagen kennt. Auch der Aberglaube, der hin und wieder im Volke noch lebendig ist, Anwendung von Sympthiemitteln - finden wir bei uns bis weit ins 18. Jahrhundert hinein tief im Volksglauben eingewurzelt. Um alle vorgekommene "Fälle" aufzuzählen, müßte man ein ganzes Buch schreiben. Daher sollen nur die hervorstechendsten Gebräuche von anno dazumal - wie man sie jahrhundertelang geübt hat, aufgezählt werden.

Vom Eselspiel, Neujahrsgeschenken und von eigenartigen Hochzeitsgebräuchen.

Ums Jahr 1722 hat man im Dorf das "Eselspiel" betrieben. Man spielte um Brot. Es war jene arme Zeit, in der Brot mehr galt als Kreuzer und Gulden. Man lockte fremde Burschen, die sonntags ins Dorf kamen, zu sich ins Haus und veranlaßte sie zum Mitspielen. Knöcherne Würfel rollten über die Bauertische und daß der Fremdling verlieren mußte, galt als eine selbstverständliche Sache! Bei dem Spiel, das oft nur kurze Zeit dauerte, waren immerhin 3 bis 4 Laib Brot, der Laib, zu sechs Pfund, zu verlieren. Damit das verspielte Brot durch die auswärtigen Burschen auch beigebracht wurde, mußten diese ein Kleidungsstück, das ebenso rar wie das häusliche Brot war, zurücklassen.

Handwerksmeister, deren Gesellen beim Spiel betroffen werden, wandten sich mit aller Schärfe gegen diese Unsitte. Die Wächter schafften die Spieler mehr als einmal ins Zuchthäusle - es half scheinbar wenig, denn um 1790 wirds immer noch betrieben.

1123

Um die gleiche Zeit hören wir von Neujahrsgeschenken, die das Maß der wirtschaftlichen Kräfte eines Bauernvolkes weit überstiegen haben. Diese Unsitte kam über den Rhein zu uns herüber. Man ahnte sie nach, wie man damals gerne alles fremde, zumal welsches Brauchtum nachäffte - in der dummen Meinung nunmehr "auch" wohlhabend zu gelten. Man gab zu Neujahr den Patenkindern seidene Tüchlein und Hauben, Hals- und Brusttücher, Schalen, seidene Schürzen und Kleiderstoffe, zumeist teuer von den Holländer Flößern abgekauft, die derlei Tand (den sich das deutsche Volk in jener Zeit nicht leisten konnte) aus Holland mitbrachten, und dort im Wege der Hökerelei (Schleichhandel) einkauften. Wenns die Gewatterleute nicht beschafften, so forderte mans einfach, als wenns so sein müßte. So gerieten die Paten oft in Schulden, an deren Abtragung sie jahrelang zu tun hatten. Diese Großmannsucht hat sich leider auf Generationen hinaus vererbt.

Um diese Sitte - vielmehr Unsitte - besser verstehen zu können, muß man wissen, daß man in damaliger Zeit für jeden Anlaß einen besondern Weiberschal kannte: einen zur Kindstau, einen zur Konfirmation und extra einen auf die Hochzeit, zuvor durfte der Verlobungsschal nicht fehlen und schließlich ein Trauerschal. Alles reine Seide. Und ein jeder anders gefärbt und anders umgelegt.

Merkwürdige Hochzeitsbräuche werden 1723 aufgeschrieben und noch 1804 geübt.

Nach der Trauung fand der "Umgang" durchs Dorf statt. Dabei haben die Brautleute Hochzeitsgeschenke eingesammelt. Das hat sich mit den Jahren dahin ausgeartet, daß ein Haufen junger Leute, die mit der Hochzeit nicht im entferntesten was zu tun hatten, in die Häuser liefen und diese regelrecht plünderten. Man verlangte zur Hochzeit

1724

Eier, Mehl, Butter, Schnitz, Obst und Wein. Wurde nichts gegeben, so versuchten die Burschen mit "Schändereien" und holten sich die Dinge. Es kam dann zur "Hochzeitsordnung vom Jahre 1735, in welcher man diesem Unfug zu steuern suchte. Von nun an durften nur noch 5 Paare umgehen (Hochzeitspaar und die nächsten Kameraden und Kameradinnen von Bräutigam und Braut,) und diese waren angehalten, nur die Wohnungen der nächsten Verwandten des Brautpaares aufzusuchen.

Die Hochzeitsfeier, die bis dahin vom ganzen Dorf besucht und mitgemacht wurde, durfte nicht mehr als 30 Gäste nachweisen. Es wurde ferner verboten im Dorf umzugehen und zur Hochzeit zu laden. Nur die "Ehrlichen Leute", das heißt die allernächsten Verwandten und die Gespielen des Brautpaares durften geladen werden. Der Schütz hatte die Kinder "vom Hochzeitstisch wegzutreiben". Er kriegt dafür vom Hochzeiter und vom Wirt je 5 Kr. "Aufpaßgeld". Der Schulmeister erhält 10 Kr., weil er den Schütz kontrollieren muß, beim Essen die anstehende Jugend aufschreibt und die "Fremden abtreiben hilft". Schließlich schreibt die Hochzeitsordnung vor, daß zänkische Weiber, die durch Schreien und Händeln die Feier stören, andern Tags auf 4 Stunden in Häusle zu sperren sind.

Vom Weihnachtssingen.

Im Jahre 1590 wird dieser Brauch schon erwähnt, und im Jahre 1719 bestand er noch. Eine Anzahl junger Burschen sangen am Christabend und am Silvesterabend unter Führung des Lehrers Weihnachtslieder im Dorf und sammelten oder erbettelten Geld, das sie sich in späteren Jahren zum Rekrutengeld zusammenhielten. Um 1750 hören wir, daß sie ohne Schulmeister singen, das Geld mit jungen Mädchen verjubeln, wobei es auf dem Heimweg zu Schlägereien kam. Daraufhin mußte das Geld noch am selben Abend unter die Sänger verteilt

werden. Einer, der unehrlich dabei war, wurde ertappt und mußte das Geld in den Armenkasten werfen.

Abergläubische Meinungen.

Wenn das Brautpaar ohne Hexengefahr über den Hochzeitstag hinwegkommen wollte, stellte es sich vor dem Kirchgang unter die Dachtraufe. Der Bräutigam mußte schon tags zuvor in das Haus der Braut gehen und dieses nicht mehr verlassen, bis man den Kirchgang antrete, sonst gäb es eine unglückliche Ehe. Bei der Kopulation mußten Braut und Bräutigam enge beisammenstehen, wenn ihnen reicher Kindersegen beschert werden sollte.

Wenn im Zimmer eine Kindbetterin liegt, so muß man über den Stubentürbalken 9 Kreuze zeichnen und ein Messer stecken, daß keine Hexe ins Zimmer kommt und dem Kinde schadet. Aus dem selben Grunde streut man Salz in die Windel ehe man damit das Kind wickelt. Will eine Frau, die eben aus den Wochen kommt wissen, ob sie das nächste Mal einem Buben oder einem Mädchel das Leben schenkt, so soll sie nur aufpassen, wer ihr beim ersten Ausgang begegnet. Ists ein Mannsbild, dann gibts einen Buben - ist's ein Weibsbild, dann gibts ein Mädchel.

Wenn einem hintereinander viele Schweine oder Hühner krepieren, so mache man in den Backofen ein Feuer, werfe von jeder krepiereten Tiergattung eines hinein, dann hört die Seuche auf.

Das Tischtuch muß man nie mit der verkehrten Seite auf den Tisch legen, sonst wird man nicht satt. Ebenso darf man das Tischtuch nie über Nacht auf dem Tische liegen lassen, sonst bekommt man wieder Hunger.

Der Mittwoch und der Freitag sind verworfene Tage,

1126

da darf man keine Hochzeiten halten, kein Vieh kaufen und keine Geschäfte abschließen. Wer Freitags über Feld wandert, hat Unglück.

Wenn jemand stirbt, so gebe man ihm drei Wanzen mit ins Grab, die man unbemerkt ans Fußende in den Sarg legen muß, auf daß die Wanzen im Haus verschwinden und vertrieben werden. (Ein lustiger Einfall, der zutrifft: denn die drei Wanzen im Sarg verschwinden aus dem Haus - aber die andern? -).

Nimmt man den angebrannten Docht einer Sterbezimmerlampe und streicht damit den Kropf, so geht er weg.

Wenn eine Bauersfrau eine brütende Henne setzen will und ihr dabei die Strümpfe hinunterhängen, dann bekommen die Kücken alle Federhosen an den Beinen. Kauft man auswärts Geflügel und will haben, daß es nicht entlaufe, so schneide man von den vier Tischecken je ein Stückel Holz ab, gebe es den Hühnerchen zu fressen und sie bleiben beim Haus. Wenn jemand im Haus (besonders der Hausvater ist gemeint) stirbt, so rüttle man die Weinfässer und die Bienenstöcke, sonst wird der Wein zu Essig und die Bienen sterben im Winter im Stock.

Wer sein Kind durch den Regen trägt, der ist schuld, wenn es Sommersprossen erhält.

Die heiligen zwölf Nächte.

Volksglauben zwischen Weihnachten und Dreikönigstag.

Zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar liegen die zwölf heiligen Nächte, um die sich seit altersher ein dichter Kranz von Sagen und Brauchtum rankt. In dieser Zeit feierten die Germanen das Julfest, und mancher heute noch erhaltene Brauch geht bis in diese ältesten Zeiten zurück. Diese zwölf Nächte galten für heilig, und der Volksglaube schrieb ihnen geheimnisvolle Bedeutung zu, auch noch nach Jahrhunderten, nachdem das Christentum bereits seinen Einzug gehalten hatte. In diesen zwölf Nächten vollzieht sich nach altem Glauben der Kampf zwischen Licht und Finsternis. Symbol dieses Glaubens war das Fest der Wintersonnenwende, das die Alten am 25. Dezember feierten.

"In der Zeit der zwölf heiligen Nächte
Toben finster heimliche Mächte,
Es geht der Sturm, es klirren die Fenster
In Häusern, im Herzen rumoren Gespenster.
Frau Holle fährt mit dem wilden Heer

Durch die finstere, pechschwarze Nacht einher".

In dieser Zeit, da alle Geister los waren und sich der große Kampf der Natur- und Geistergewalten vollzog, mußte alle Arbeit ruhen. Alle Geräte, die nur irgend an die Arbeit erinnerten, wurden beiseite geräumt, kein Dreschflegel war zu sehen und keine Spindel. Auch wurde nur das Notwendigste gekocht und schon vorher alles sorgfältig vorbereitet. Große Kuchen und riesige Brote lagen bereit, denn es durfte auch nicht gebacken werden. Besonders interessant ist,

daß bestimmte Speisen nicht gegessen werden durften, zu denen in erster Linie Hülsenfrüchte gehörten. Kein Tier wurde während der Zeit der heiligen zwölf Nächte getötet, auch die Jagd ruhte.

Ein Glaube, der noch heute weit verbreitet ist, besagt, daß während der heiligen zwölf Nächte keine Wäsche auf der Leine hängen darf. Allerlei Orakel können jetzt mit Erfolg befragt werden. Auf dem Lande kennt man vielfach das Schuhorakel, das besonders von Knechten und Mägden befragt wird. Alle sitzen auf dem Fußboden und werfen einen ihrer Schuhe über die Schulter. Wenn der Schuh so auf den Boden fällt, daß seine Spitze zur Tür weist, dann verläßt der Betreffende während des kommenden Jahres seine Dienststelle, fällt er aber entgegengesetzt, so bleibt er ein weiteres Jahr in seinem Dienst. Um in die Zukunft zu schauen, wurde das Bleigießen stets besonders gern geübt. Auf Dörfern kennt man noch das Hühnerorakel. Ein Mädchen, das gerne wissen möchte, ob es im kommenden Jahr heiratet, klopft am Neujahrsmorgen vor Tau und Tag dreimal an die Tür des Hühnerstalles. Wenn als Antwort darauf der Hahn fröhlich kräht, so ist dies ein sicheres Zeichen, daß der Freier bereits im Anmarsch ist, wenn aber nur ein Huhn gackert, dann heißt es noch ein weiteres Jahr mit der Hochzeit warten.

Mit allen möglichen Mitteln hat man in früherer Zeit versucht, sich gegen den Einfluß der bösen Geister zu schützen, die in dieser Zeit ihr Wesen treiben sollten. Das Wort "Heidenlärm", das heute noch im Gebrauch ist, geht auf solche alte Sitte zurück, man versuchte, mit ungeheurem Krach die bösen Geister zu bannen. Das Christkind-oder Neujahrschießen, das noch heute in manchen Ge-

1179

birgsgegenden üblich ist, ist nur der letzte Rest der alten Bräuche. In einigen Gegenden Deutschlands wurden die Obstbäume mit Stroh umwunden, damit sie vor bösen Geistern sicher waren und im nächsten Jahre reiche Früchte tragen sollten. Oft wurde zu diesem Zweck auch empfohlen, in den zwölf heiligen Nächten die Bäume zu schütteln oder sogar zu peitschen.

Früher hat man die zwölf heiligen Nächte auch als "Rauhnächte" bezeichnet, im Grunde gab es aber nur drei Rauhnächte: die Nacht zum ersten Feiertag, die Silvesternacht und die Nacht vor dem Dreikönigstag. Die Bräuche sind nur noch in einigen Gegenden erhalten. Der Name "Rauhnacht" entstand wohl aus "Rauchnacht". Er bedeutete, daß in diesen Nächten in Haus, Ställen und Scheunen geräuchert wurde. Der Hofbesitzer ging, eine Pfanne mit glühenden Kohlen in der einen, eine Schale mit Räucherwasser in der anderen Hand haltend, an der Spitze seiner Familie durch alle Räume des Hauses, durch alle Stallungen und Scheunen. Auf diesem Gang wurde alles mit Wasser besprengt, während immer wieder Weihrauch auf die glühenden Kohlen gelegt und damit geräuchert wurde.

Unsere Vorfäter waren überzeugt, daß in der Zeit der zwölf heiligen Nächte die Toten wach würden und einen besonderen Umzug veranstalteten. Deshalb wurde für sie auch Speise und Getränke bereitgestellt. In entlegenen Gegenden hat sich dieser Brauch bis heute erhalten. Im Zusammenhang damit steht auch die Sitte, daß an jedem Abend der zwölf heiligen Nächte bei der Abendmahlzeit ein Löffel voll Essen auf dem Herd verbrannt wird.

1730

Das Weihnachtssingen im Kir^{ch}spiel Dobel.

Aus dem Jahre 1601 stammen die ersten Nachrichten vom Weihnachtssingen auf dem Dobel. Mit Beginn der Adventstage sammelte der Schulmeister vom Ort tüchtige Sänger aus den Reihen der Dorfburschen und übte mit ihnen Krippen- und Neujahrslieder ein. Leider ist der alte Text dieser Lieder ebensowenig überliefert wie ihre Melodien. Nur das ist aus dem Dorf zu erfahren, daß sie mehrstimmig gesungen wurden und dem Schulmeister zu den fälligen Neujahrgaben verholffen haben. Wenn die Christnacht anhub, so stimmten sie ihre Weihnachtslieder an, die in der um Mitternacht beginnenden Christmette fortgesetzt wurden. Zu Neujahr und Dreikönig wurde das Singen wiederholt. Wer den Sängern etwas geben wollte, hing die Gabe in einem Säckchen vors Fenster und schloß den Laden. Erst wenn alles still war, wurden die Gaben am Laden abgehängt. Es sollte niemand erfahren, wer gesungen und wer gegeben hatte.

Die Kriegszeiten verfälschten die schöne Sitte - es wurde nicht mehr zur Heiligen Nacht gesungen, es wurde wegen der Gaben gesungen. Und die mußten aus blanker Münze bestehen. Wer nichts gab, der wurde im Haus so lange belästigt, bis die festgesetzten 18 Kreuzer herausgerückt wurden. Eine Nachricht aus dem Jahre 1721 vermeldet, daß die Sänger jedesmal das gesammelte Christgesangsgeld in Wein umgesetzt hatten. Um dem zu begegnen, verlangte Jahrs darauf der Geistliche das Geld ab und warf es in den Armenkasten. Und damit hörte das Singen für immer auf.....

Fast um die gleiche Zeit kam eine Sitte über den Rhein herüber, die im Ort aufgenommen und ausgeschlachtet wurde. Die Patenkinder gingen am Neujahrmorgen ins Haus der Gevatterleute, wünschten Glück zum Neuen Jahr - und verlangten gleich dazu eine Gabe. Es wurden dabei ganz unvernünftige Geschenke gegeben, um ja nicht als arm oder geizig verschrien zu werden. Die Leute steigerten die Geschenke soweit, daß sie oft ein ganzes Jahr daran zu zahlen hatten. Es wurde gegeben: seidene Tücher, Schalen, Hauben und Schuhe. Eine unverantwortliche Großmannssucht hat sich über vier Generationen hinaus fortgepflanzt, bis die württembergische Regierung Einhalt gebot und mit hohen Strafen drohte.

Zwischen Weihnacht und Neujahr betrieben die Burschen das sogenannte Eselsspiel: Fremde Burschen, die Sonntags oder an den Festtagen ins Dorf kamen, wurden ins Haus gezogen und zum Eselsspiel ermuntert. Es war die arme, hungrige Zeit zwischen 1722 und 1796. Man spielte um Brotlaibe. Wer verlor, hatte binnen dreier Tage einen 5 Pfünder-Laib Brot zu bringen. Meister, deren Gesellen zum Spiel verleitet wurden wandten sich mit aller Schärfe dagegen - denn in vielen Fällen wurde der verlorene Brotlaib der Frau Meisterin gestohlen.

1132

Gebraüche der guten alten Zeit.

Im Mittelalter hatte man für Frauen, welche sich durch Zanksucht hervortaten, oder durch Verleumdungen und Klatschereien Unheil angerichtet hatten, eine eigene Strafe. Sie bestand darin, daß man der Schuldigen einen "Zankzaum", nach Art eines Pferdegebisses, umlegte, und sie so von dem Büttel oder Frohvoigt durch die ganze Stadt leiten ließ. In der Mitte des 16. Jahrhunderts verlor sich diese Strafe allmählich, wahrscheinlich deshalb, weil unsere Frauen allem Zank und aller Haderei abschworen, die so ungeeignet sind, sie liebenswürdig und beliebt zu machen, was doch eine Frau gerne sein möchte. Solche alte Rüstzeuge, bezeugen, daß manche Stamm=Mutter mit ihrer Zunge wohl etwas stachelig und vorschnell gewesen sein müsse, und sie werden in vielen Rüstsammlungen aufbewahrt, so sind die Muster im Original noch erhalten und deshalb mögen sich die zank=und klatsch=süchtigen Frauen, wenn's deren etwa in unserer Zeit noch geben sollte, hüten, damit man nicht bei der Wiederkehr manches Alten auch des Zankzaums gedenkt. Hübsch also an Salomo gedacht, der da sagt: "Wer Zank liebt, liebt Sünde, und die Worte des Verleumders sind Schläge und gehen durchs Herz".

Doch auch das Mannsvolk ging nicht leer aus! Unsre Altvordern wußten sehr wohl, welch ein kräftiges Mittel der Spott war. Um nun einen bis dahin unverbesseralichen Trunkenbold zu strafen, und wo möglich von seiner Leidenschaft abzuschrecken, bedienten sie sich eines eigenen Mittels: eines Fasses, dem der Boden fehlte und dessen obe=

re Seite durchlöchert war, so daß es, über den Kopf eines Menschen gestreift, auf dessen Schultern ruhen blieb. Für die Hände des Insassen waren rechts und links ebenfalls Öffnungen gelassen. In ein solches Faß wurde der zu Bestrafende gesteckt, und in dem nicht gar bequemen Mantel vor der ganzen Gemeinde herumgeführt, die es nun an Spott und Gelächter nicht fehlen ließ. Ob dieser Mantel heutigen Tags nicht hier und dort dienen könnte, und mit geringen Kosten mindestens ebenso kräftig wirkte, wie Mäßigkeitsvereine, käme auf einen Versuch an.-

Humor ist jedenfalls ein haltbarer Stab im Leben, auch eine hilfreiche Waffe und es wäre gewiß nicht übel, wenn durch Wiederaufnahme des Zankzaumes der Familienfrieden gesichert, durch die faßliche Strafe dem Trunkenbold seine Sünden begreiflich gemacht und zugleich Andern die Mäßigkeit eingeschärft würde.

Rauhe Winter 1916-17, 1928-29, 1953-54.

Anfange Februar 1954 schauten die Menschen in Stadt und Dorf mit gemischten Gefühlen auf die Skala des Thermometers. Man ist versucht, Vergleiche zu ziehen mit der Wetterlage etliche Tage vor Weihnachten, als die Quecksilbersäule um fast ebensoviele Striche nach oben geschneilt war. Ja, die Witterung vollbrachte im Verlauf von rund sechs Wochen allerhand Sprünge, nämlich von fast spätsommerlicher Wärme zu sibirischer Kälte. Es sieht also in unseren Tagen durchaus nicht so aus, als sei der Winter 1953/54 nichts, als sei ihm vor Weihnachten mit dem Einbruch von Warmluftschüben in dem mitteleuropäischen Luftraum die Spitze genommen worden. Wer seinerzeit allzu kühn prophezeite, ist nun bei 15 bis 20 Grad unter Null umso stärker enttäuscht. Ein Bauer droben vom Wald sagte damals richtig seine Meinung: Mindestens bis Matthias (Ende Februar) abwarten und dann noch zuwarten bis zum Schwalbentag (25. März), dann erst kann man sagen, wie der Winter war. Ist's so oder ist es nicht so?

Die Kälteperiode hat verständlicherweise zu allerlei Begleiterscheinungen und Störungen geführt. Da hat einmal der strenge Regent Winter die Arbeiten im Freien, auf den Bauplätzen, im Walde, an Straßen und Tiefbauten stillgelegt. Wohl liegt auf den Schwarzwaldstraßen nicht meterhoher Schnee, aber einige Straßen sind stark vereist und müssen sehr vorsichtig befahren werden. Doch der strenge Winter stoppt nicht nur

1125

die Arbeit, er bringt dafür andere in einer Form, wie man es nicht wünscht. Die strenge Kälte der letzten Tage ließ in Stadt und Land viele Wasserleitungen und Abflußrohre zufrieren. Mit einem Schlag wurde das Wassertragen wieder Mode. Man holt das so notwendige Wasser beim Nachbar oder, wo es geht, am Stadt- oder Dorfbrunnen. Stundenlang sieht man bald da bald dort Hausbewohner, oft Mieter und Vermieter gemeinsam beim "Aufwärmen" von eingefrorenen Wasserleitungen.

Schließlich zauberte der Winter mit seiner grimmigen Kälte auch manigfache Eisblumen an die Fenster im Schlafzimmer, im Wohnzimmer, ja sogar in der Küche. Der Winter zeigt, was er kann, er läßt uns in einer blüten- und blumenarmen Zeit herrliche, sogar feinziselierte Motive erstehen, so daß gewöhnliche Fenster plötzlich prächtige Muster aufweisen, zum Leidwesen der Hausfrauen.

Der Ofen aber steht augenblicklich achtungsgebietend im Mittelpunkt: er spendet den frierenden Menschen Wärme, allerdings auf Kosten des Geldbeutels. Zusehends wird der Kohlen und Holzhaufen kleiner.

Wohl der schlimmste Winter in diesem Jahrhundert, ja man kann sagen in den letzten 80 Jahren, war der sibirische Winter von 1928/29. Er steht noch in guter Erinnerung.

Der Winter 1928/29 kam frühzeitig ins Quartier, denn schon drei Wochen vor Weihnachten herrschte strenge Kälte, es lag Schnee da und die Menschen in Stadt und Dorf ahnten - so sagte man damals -, daß der Winter zünftig wird. Daß er aber alle Erwartungen weit übertreffen und zu einer Naturkatastrophe werden sollte

das ahnten wenige Menschen.

War es schon Ende Dezember und zu Beginn des Jahres 1929 empfindlich kalt, so setzte zum 17. Januar in fast ganz Deutschland ein starker Schneesturm ein, der auf den Höhen des Schwarzwaldes und auf der Alb orkanartigen Charakter annahm und zu großen Verwehungen führte. An der Nordsee - und Ostseeküste tobte der Sturm tagelang, die Schiffe mußten Schutzhäfen aufsuchen. Am 17. und 18. Januar fiel viel Schnee, in Tallagen bis 20 cm. Schon am 19. und 20. Januar kletterte die Quecksilbersäule wieder 4 Striche nach oben, man rechnete mit Tauwetter, doch der Winterhielt durch und am 25. Januar schneite es rund zehn Stunden lang fast ununterbrochen. Dobel meldete 25 cm Altschnee und 10 cm Neuschnee bei 8 Grad Kälte. Zum 30. Januar wurden aus ganz Deutschland starke Schneefälle gemeldet, die Wetterbeobachtungsstationen sagten strenge Kälte voraus. Und sie traf auch zu Beginn des Februars ein. Die zweite Februarwoche übertraf kältemäßig alle Winter der letzten Jahrzehnte obwohl dem Winter 1928/29 der "Kohlrübenwinter" 1916/17 gerne zur Seite gestellt wurde. Damals, mitten im ersten Weltkrieg also, war es ebenfalls grimmig kalt; das Thermometer zeigte 15 bis 25 Grad unter Null an. Der Vorwinter 1915/16 war vor Weihnachten streng, denn es wurden im Hochschwarzwald bis zu 25 Grad Kälte festgestellt, aber dafür war dann der Januar sehr mild. Der Kriegswinter 1916/17 wurde auch deshalb als besonders hart empfunden, weil überall Hungersnot herrschte und Kohlrüben Kartoffeln ersetzen mußten, wie später im Winter 1946/47.

Dobel meldete am 9. Februar 9 Grad Kälte und 28 cm Schnee. Der Wetterbericht spricht von Fortdauer

des frostigen Wetters mit teils östlichen Winden. Doch vom Sonntag den 10. auf Montag den 11. Februar erfolgte ein jäher Kälteeinbruch; man las am Thermometer bis 15 Grad Kälte ab, auf dem Sommerberg und auf dem Dobel betrug die Kälte bis 22 Grad, aber in Engelsbrand wurden "Frühlingsboten" in Gestalt von Staren gesichtet. Aber gerade der vorwitzige Starenbesuch stimmte bedenklich, "es bleibt kalt, es wird noch kälter", sagten wetterkundige Bauern. Und so war es auch, es wurde kälter und noch kälter. Schon am 12. Februar konnte man am Thermometer am Rathaus 25 Grad unter Null ablesen. Just zur selben Zeit konnten die Russen in Moskau 44 Grad an ihrem Thermometer ablesen. Die Kaltluft aus dem sibirischen Raum hielt kräftig an. Der Wetterbericht vom Fastnacht-dienstag (12. Februar 1929) spricht in lakonischer Kürze vom "Skandinavischen Hoch". Ja, zur Fastnacht ging es damals recht frostig zu, da gab es kalte Nasen.

Der sibirische Winter 1928/29 bestand aus 3 großen Kältewellen von Mitte Januar bis Anfang März. Mitte Februar erreichte der Winter seinen Höhepunkt: im Enztal wurden am 13. Februar 15 Grad Kälte, auf den Höhen des Schwarzwaldes bis 25 Grad unter Null gemessen. In der Nacht des 14. Februar fiel leichter Schnee, der recht eigenartig gewesen war, denn die Leute konnten den Staubschnee kaum von ihren Kleidern schütteln. Man sprach von "Polarschnee", da solcher auch in Berlin festgestellt worden sei. Die Kälte nahm noch weiter zu, an den folgenden Tagen wurde es noch kälter, und es wurde am 16. Februar bis 25 Grad unter Null, auf dem Dobel bis zu 30 Grad festgestellt unter Null, : In höheren Lagen noch mehr.

Alles war zu Bein und Stein zusammengefroren. Die Menschen schlichen nur so durch die Straßen dahin, der liebste Ort war in Stadt und Dorf die warme Stube. Das Tagesgespräch bildete überall die sibirische Kälte, wie sie den ältesten Leuten damals nicht in Erinnerung war. Die Enz war total zugefroren und bot das Bild einer regelrechten Eiswüste, wohl deswegen, weil der Fluß noch nicht reguliert und daher die Eisbildung wesentlich leichter möglich war. Die "Eissituation" war am 21. Februar auf der Enz sehr kritisch. Die maßgeblichen Stellen machten sich wegen des Eisgangs Sorgen und trafen Vorkehrungen, wie sie übrigens damals überall getroffen wurden. Durch Wasserstauungen sollte die Eisbarriere gedrückt, aus ihrer Erstarrung gelöst werden. Aber die Bemühungen mußten eingestellt werden. Das Eis im Enzbett blieb als drohende Gefahr. Und just zum 21. Februar wurde es wieder kälter, nachdem das Thermometer tags zuvor nur 0 Grad angezeigt hatte. Die Schule hatte geschlossen, der Unterricht mußte weiterhin ausfallen, denn der Kohlenmangel machte sich empfindlich bemerkbar.

Wie tief der Boden eingefroren war, ist daraus ersichtlich, daß die Totengräber überall die Gräber nicht mehr mit Pickel und Spitzhacke ausheben konnten, es mußten Sprengungen vorgenommen werden. Solche Sprengungen wurden auch auf dem Rhein und Neckar, später dann auch auf den Schwarzwaldflüssen Enz, Nagold, Murg und Kinzig notwendig. Die Eisstauung an der Loreley hatte Mitte Februar gewaltigen Umfang angenommen, der Rhein war auf eine Länge von 10 km ein Eisgletscher,

an verschiedenen Stellen hatte das Treibeis Eisberge bis zu 15 Meter Höhe gebildet. Polizei und Pioniere mußten entlang dem Rhein an verschiedenen Stellen "Eisgassen" aus dem Eispanzer sprengen, um dem drohenden Rieseneisgang den Wasserabfluß zu sichern. Vier volle Wochen war der Rhein für den Schiffsverkehr blockiert, erst am 11. März setzte sich am "Binger Loch" das mächtige Packeis in Bewegung, es kamen Eisschollen von 200 Meter Länge und 40 Meter Breite bei entsprechender Dicke angeschwommen, ein Anblick, wie man ihn nur aus Grönland kennt. Aber im allgemeinen ging der Eisgang gut ab.

Zum 26. Februar hatte man auf mildes Wetter gehofft. Doch der Wettermacher trieb ein bißchen Schabernack, denn schon am 28. Februar zeigte das Thermometer einige Grade unter Null an, in der Nacht zum 2. März rutschte die Quecksilbersäule sogar unter 12 Grad. Das ist noch ein aufsässiger Winter, sagten die Leute! Mit Recht, er wollte einfach nicht weichen, er war wie festgeschmiedet.

Am 10. März war aber des Winters Macht gebrochen, das Eis auf der oberen Enz war in Bewegung geraten und schwamm und schmolz ab, rascher als man geglaubt hatte. Die Eissprengungen erwiesen sich als zweckmäßig. Der 11. März (ein Sonntag) war frühlingsmäßig. Noch lagen wochenlang Eisblöcke umher, als Spuren des sibirischen Winters, der allenthalben viele Schäden angerichtet hatte, so auch an den Obstbäumen, an den Saaten, an den Forsten und am Wildbestand. Es war ein teurer Winter, sagten die Leute und atmeten auf, als die Sonne wieder verheißungsvoll über die Schwarzwaldberge schien. Man sprach noch lange vom Winter 1928/29.

1160

Wenn der "Hundertjährige" recht hätte.

Im Frühjahr 1854 erfroren die Heidelbeeren.

Unsere Vorfahren hatten an dem Wetter des Jahres 1854 keine reine Freude. Die winterliche Temperatur, die dem Weihnachtsmonat 1853 das Gepräge gab, wich bereits Anfang Januar 1854 einem allgemein einsetzenden Tauwetter, das den Schnee wegnahm und eine konstant trockene Witterung mit gelindem Frost im Gefolge hatte. Das Thermometer schwankte in diesen Tagen zwischen wenigen Graden unter und über Null. Ein zweites Tauwetter Ende Januar ließ das Erdreich auffrieren, und Regen strömte von einem trüben Himmel. Im Februar brach abermals der Winter ein; eine empfindliche Kälte machte sich breit, und der Schneefiel so dicht, daß alle Straßen und Wege des Landes ständig durch Bahnschlitten geh- und fahrbar gemacht werden mußten. Im ersten und dritten Viertel des Monats März waren Nachtfröste an der Tagesordnung, im zweiten und vierten Viertel herrschte wieder mildere Witterung, die sich am 15. März sogar in einem Gewitter äußerte. Der Frühling schien im April den Sieg über den Winter davongetragen zu haben, den fast ununterbrochen war es warm, und die Vegetation konnte sich dadurch überall rasch entwickeln. Am 24. April aber folgten einige Tage lang nochmals Schneefall und verderbliche Morgen- und Nachtfröste, die empfindlichen Schaden am Frühobst und an den Reben verursachten. Im Schwarzwald z.B. erfroren damals auch die Heidelbeeren, wodurch "den bedürftigen Leuten der Verdienst des Einsammelns, den Vermöglichen der Gewinn durch das Brennen

des Heidelbeergeistes entging". Der Mai brachte mehrfach Abkühlung und furchtbare Gewitter. Auch der Juni war ein gewitterreicher Monat, Hagelschlag fehlte dabei nicht, und dieser gewitterreiche Charakter des Wetters dauerte im Juli und August an.

Dagegen gab es im Jahre 1854 einen schönen, sonnigen Herbst. Der September und die ersten Tagen des Oktobers zeichneten sich durch eine konstant warme Witterung aus, die die Reife der Reben aufs neue belebte, so daß die Weinlese an Quantität wohl geringen, an Qualität aber einen ziemlich guten Ertrag lieferte. Der November und im Dezember gab es schwere Wetter mit wechselndem Witterungscharakter, ohne dauernden Schnee, aber mit viel Regen.

Manche Gegenden des Landes litten im Winter 1854 an empfindlichem Wassermangel, so daß da und dort das nötige Trinkwasser für Mensch und Vieh mit viel Mühe und Kosten aus den Tälern hinaufgeschafft werden mußte, Auch war der Wasserstand der Flüsse in dieser Zeit so niedrig, daß die Mühlen teilweise stillstanden.